

Dies ist das freieste, friedlichste und freundlichste Deutschland, das es je gab. Vor 100 Jahren, mitten im Wilhelmismus, hätte das niemand sagen – und vor 50 Jahren, nach dem Hitlerismus, niemand voraussagen können. Noch beeindruckender als das legendäre Wirtschaftswunder war das ungläubliche Demokratiewunder, das in seinem Schatten herangewachsen ist. Trotz Arbeitslosigkeit und rechter Krawalleure ist dies heute nicht nur die stabilste deutsche Demokratie, sondern auch die liberalste.

Was fehlt aber im Jahr 161 nach Börnens Tod – nun, da dieses Land aufgehört hat, ein Provisorium, ein Transit-Staat

Gestern wurde in der Frankfurter Paulskirche dem Chef des außenpolitischen Ressorts der *Süddeutschen Zeitung*, Josef Joffe, der Ludwig-Börne-Preis verliehen. Der Preisrichter Hellmuth Karasek begründete seine Entscheidung damit, daß Joffe, reich an Bildung, urbanen Kenntnissen und funkelndem Witz, als Geschichts- und Geschichtschreiber brilliere. In seinen Leitartikeln und Kommentaren erweise er sich als würdiger Nachfahre Börnenscher Intelligenz. In gekürzter Fassung dokumentieren wir die Dankrede von Josef Joffe. SZ

zu sein? Vorweg: viele Ludwig Börnens. Es fehlt, was der Yale-Historiker Peter Gay (der einst Fröhlich hieß) den „Outsider als Insider“ in seinem Buch *Weimar Culture* genannt hat. Ludwig Börne (der zu vor Löb Baruch hieß) war ein solcher Outsider-Insider, genauso wie sein geliebter Feind Heinrich („Harry“) Heine. Als Juden, als Außenseiter geboren, haben sie sich beide taufen lassen, um das berühmte Entrée-Billet in die deutsche Gesellschaft zu ergattern.

Übrigens wurde Börne nie froh darüber. Sechs Jahre vor seinem Tod notierte er: „Ich wollte, es gäbe mir einer die drei Louisidor zurück, die ich für mein Christentum dem Herrn Pfarrer verehrt. Seit 18 Jahren bin ich getauft, und es hilft nichts. Drei Louisidor für ein Plätzchen im deutschen Narrenhause! Es war eine törichte Verschwendung.“

★ Wozu braucht man solche „herzlosen Spötter“, denen „nichts heilig“ ist? Und warum ausgerechnet in diesem republikanischen, liberalen Deutschland, das Börne und Heine nicht wiedererkennen würden? Weil es in dieser Gesellschaft zu

Von Börne zur Berliner Republik

Was in Deutschland fehlt / Dankrede von Josef Joffe zur Verleihung des Ludwig-Börne-Preises für Essay, Kritik und Reportage

viele Gewißheiten gibt; zu viele Gewißheiten in einer Zeit, da die Ungewißheit wie eine Furie durch die westliche Gesellschaft fegt; wo tagtäglich die beiden ungeschriebenen Artikel unserer Verfassung aus den Angeln gehoben werden, die besagen: Es darf sich nichts verändern; und, wenn der Wandel sich partout nicht vermeiden läßt, gilt nicht das Gebot der Anpassung, sondern der Kompensation für jene, deren Besitzstände zu bröckeln beginnen.

Die Gewißheit, die ich meine, hat mit intellektueller Beharrung, ja Behäbigkeit zu tun. Sie hat mit fehlender Neugier, mit der Unlust der denkenden Klasse, sich an die alte Weisheit zu erinnern: Der Kopf ist rund, damit die Gedanken auch einmal andersherum laufen können.

Was Börne seinerzeit gegen Goethe aufbrachte, gegen den „Stabilitätsnarren“ und seine „steinerne Ruhe“, war dessen Haß auf „das werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und Widerstrebende“. Gewiß würde Börne heute nicht so erhabene Zielscheiben finden wie den Hohepriester der deutschen Klassik. Aber er würde umso mehr von der kleineren Sorte ausmachen. Denen würde er das Gleiche wie Schiller und Goethe ankreiden. „Ich war immer erstaunt“, notiert Börne in seinem Tagebuch, „daß unseren zwei größten Dichtern der Witz gänzlich mangelt.“

Was hat dem Börne gefehlt in seinem Land? „Die Deutschen haben drei Dinge zuviel und drei Dinge zu wenig. Sie haben zuviel Moral, zuviel Oekonomie und zuviel Gelehrsamkeit. Hingegen haben sie zu wenig Witz, zu wenig Geschmack und zu wenig Lebensart.“

Heute würde er mit seinem „herzlosen Spott“, gerecht verteilt nach rechts und links, über jene herfallen, die emsig oder leidenschaftlich reproduzieren, was schon so oft gehört und geschrieben worden ist. Den beißendsten Spott aber würde er über die sogenannten „Querdenker“ ausgießen. Denn er hätte sehr rasch überrassen, daß wir mit „Querdenker“ immer nur jene auszeichnen, die sich zwar im anderen ideologischen Lager tummeln, aber dies in ölgiger Übereinstimmung mit den heiligsten Überzeugungen der eigenen Seite. „Du bist ein Querden-

ker“, sagen wir, „weil du dort drüben so denkst wie ich hier.“ Das war nicht Börnens Devise. „Der Spott ist das Scheidewasser der Wahrheit“, schrieb er. „Man muß nicht aufhören, sie zu ärgern.“ Und: „Ich suchte immer meinen eigenen Weg.“

★

Das ist, was noch fehlt auf dem Gang in die Berliner Republik. Es läßt sich an

Bekehrten predigt, sondern wo Ideen miteinander ein schweißtreibendes Match ausfechten. Es fehlt also, pars pro toto, ein *Berlin Review of Books*.

Aber vielleicht fehlt das eine, der *Review*, weil das andere knapp ist: die noch nicht so ganz vertrauten Ideen. Dafür gibt es zuviel von dem, was ich den „Korporatismus des Geistes“ nennen möchte, die Seilschaften des Gemüts, die Gremienkultur der Gedanken, die wohlige Gemeinschaft der Gleichgläubenden, die den Abtrünnigen verurteilt mit der Erschießung zwischen allen Stühlen. Börne hat das immerhin schon vor 158 Jahren diagnostiziert – an Hand der deutschen Stadt als Metapher.

Immerhin: In der Außenpolitik funktioniert es schon. Da verlaufen die Konfliktlinien – denken wir an Bosnien oder den Kosovo – nicht mehr zwischen den Lagern, sondern quer durch sie durch. Und das ist eine feine Sache, muß doch jeder für sich selbst entscheiden, kann er nicht mehr sagen: „Für mich denkt die Partei.“

★

Was dieser Börne hatte, drückt der deutsch-amerikanische Germanist aus Princeton, Walter Hinderer, so aus: „Sein Programm verengt sich nirgends zu einem starren System, es bewahrt vielmehr gerade dadurch seinen experimentellen Charakter, daß es sich stets einer möglichen Korrektur durch die praktische Erfahrung offenhält.“

Das ist der Inbegriff der liberalen Epistemologie: die Skepsis, die Empirie, der Irrtumsvorbehalt, *learning by doing*, wie es John Dewey, der amerikanische Apostel des Pragmatismus, gefordert hat. Aus dieser Wissenstheorie folgte natürlich Börnens liberale Grundhaltung, liberal nicht im heutigen Sinne, also „links“, sondern in der klassischen Art des 18. Jahrhunderts. Der Mann, das haben sie ihm alle irgendwann angekreidet, mußte deshalb zwischen allen Parteien und Lagern landen, denn nichts war ihm abhold als Dogmatismus und Meinungseinfalt.

Aus dieser Grundhaltung folgte eine liberale Staatstheorie, die in Deutschland zwar nicht fehlt, aber noch immer nicht allzu fest verwurzelt ist. Sein Leitbild war Montesquieu: „Il ne faut pas trop

régner.“ – „Es wird zuviel regiert“, schreibt er, „hier ist das Übel.“ Und noch einmal: Ob Monarchie, Aristokratie oder Demokratie – „sie leiden alle an der Krankheit des zuviel Regierens“.

Wird auch im heutigen Deutschland zuviel regiert? Gewiß doch, mehr denn je. Wie wollen wir es messen? An den Hunderttausenden von Verordnungen? An der Staatsquote von über 50 Prozent, die noch nach Kriegsende nur halb so groß war? Oder an dem geflügelten Wort jenes früheren Wissenschaftsministers, der höhnte: „Eine Firma wie Apple könnte in Deutschland nie entstehen, weil Garagen nicht zweckentfremdet werden dürfen.“

Börne würde seinen „herzlosen Spott“ heute kübelweise herbeischaffen, und deshalb fehlt er uns. Er fehlt uns auch, weil er einerseits schrieb „mit dem Blute meines Herzens und dem Saft meiner Nerven“, aber andererseits ganz im Sinne der englischen Aufklärung die „gesunde Vernunft“ predigte – und dazu einen sehr nüchternen Staats- und Freiheitsbegriff. Und was ist das richtige Verhältnis zwischen dem einzelnen und dem Staat? „Die Bestimmung der Menschheit sei, welche sie wolle; es ist nicht die Obliegenheit der Regierung, die Menschheit ihrer Bestimmung zuzuführen. Besser und präziser kann das liberale Credo gar nicht ausgedrückt werden.

Ihn schreckte die Herrschaft der Tugend, weil ihr Kind die Diktatur ist. „Und wenn Sokrates und Platone den Szepter führten, sie hätten kein Recht zu fordern, daß alle Bürger so denken und handeln sollen wie sie, denn verschieden sind die angeborenen Neigungen und Gaben der Menschen, und diese Verschiedenheiten aufheben zu wollen, das ist die Tyrannei.“

Mehr noch als die klassischen Tyrannen fürchtete Börne die „Geistesaristokraten“, vulgo: die Intellektuellen und Ideologen, die wänten, daß sie den Schlüssel zur Menschheitslösung im Talar trügen. Denn: „Die Menschheit bedarf zu ihrer Fortdauer einer Mischung von Dummheit, wie die Luft eines Beisatzes von Stickgas bedarf, um gesund zu bleiben.“ Daher auch Börnens klassischer Freiheitsbegriff, den man in Deutschland nicht wirklich schätzen gelernt hat.

„Die Freiheit ist gar nichts Positives; sie ist nur etwas Negatives, die Abwesenheit der Unfreiheit.“ Und wieder an die „Geistesakrobaten“ gewandt, die meinen, den Vielen das richtige Bewußtsein vermitteln zu müssen: „Es ist Heuchelei oder Torheit, zu behaupten, das Volk müsse erst gebildet, um die Freiheit ertragen zu können; die Freiheit muß der Bildung vorausgehen; sie ist Mutter und Lehrerin.“ „Erziehung“, in einem Wort, „ist die Erziehung zur Freiheit.“

Das sind Worte eines radikalen Liberalen, Trompetenstöße einer Tradition, die in Deutschland nicht die kräftigsten Wurzeln geschlagen hat.

★

Wozu brauchen wir diese Tradition? Führt diese Art des Liberalismus nicht zum „Marktliberalismus“, zum Verlust der Bindungen, zum Ordnungsprinzip, das nur noch den Tausch und die Leistung kennt, das gar zur „Ellenbogengesellschaft“ verkommt? Über derlei Reizwörter hätte Börne seinen „herzlosen Spott“ ausgegossen und dann, sehr realistisch, wie folgt geantwortet: „Der Ehrgeiz ist für die Seele, was der Hunger für den Leib ist.“ Oder: „Das Wohl des einzelnen ist höchstes Gesetz.“ Und schließlich: „Leben und leben lassen – in diesem Grundsatz können Moral, Politik und Egoismus sehr friedlich nebeneinander bestehen.“

Zugeben: Dahinter steht der historische Optimismus des klassischen Liberalismus, den der Mensch des ausgehenden 20. Jahrhundert nicht mit dem gleichen Enthusiasmus feiern kann wie Börne bei der Gründung seiner Zeitschrift *Wage*: „Jede Ansicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen ist, solle dennoch eine willige Aufnahme finden; ja, sie soll sogar sehr willkommen sein, weil am Widerspruch die Wahrheit erstarkt.“

Nach den Erfahrungen dieses Jahrhunderts kann man nicht mehr ganz so optimistisch auf den „Marktplatz der Meinungen“ blicken – nicht nach dem Sieg der Totalitarismen jeder Couleur. Nur würde Börne heute, im Jahr 53 nach Hitler, noch heftiger insistieren – und dies mit viel mehr Recht als im Jahr 1818, da er die *Wage* begründete.

Ist da nicht die Zeit gekommen, auf dem Weg in die Berliner Republik etwas mehr von dem zu produzieren, was Börne gesucht hat und noch immer fehlt? Weniger Gewißheit, mehr Neugier; weniger Beharrung, mehr Bewegung; weniger Korporatismus des Geistes, mehr Konkurrenz der Geister.